

Zeitschrift: Die : Lesbenzeitschrift

Herausgeber: Die

Band: - (2003)

Heft: 29

Artikel: "Ich habe kein lesbisches Bewusstsein"

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-631523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich habe kein lesbisches Bewusstsein»

17

Als Geschäftsführerin der Stiftung für Konsumentenschutz ist Jacqueline Bachmann eine öffentliche Person – und offen lesbisch. Welche Reaktionen erhält sie, wie geht sie mit ihrem Lesbischsein um, und auf welche Weise setzt sie die Macht ihrer Bekanntheit für die lesbische Sache ein?

Seit drei Jahren arbeitet Jacqueline Bachmann als Nachfolgerin von Simonetta Sommaruga bei der Stiftung für Konsumentenschutz. «Ich bin die Chefin und habe das Sagen. Das gefällt mir gut, und bei der Grösse der Stiftung finde ich das auch richtig. Ich habe Erfahrung mit Teamleitung, doch hier ist dies nicht vorstellbar, da Entscheidungen häufig schnell gefällt werden müssen. Dennoch arbeiten wir sehr eng und kooperativ zusammen: Das Team besteht aus sieben Personen, die sich 400 Stellenprozente teilen.

Es war für mich völlig klar, dass ich meine Lebensweise im Bewerbungsgespräch erwähne. Ich habe nicht das Gefühl, mich jemals geoutet zu haben. Bis ich mich vor 15 Jahren in meine Lebenspartnerin verliebte, lebte ich Beziehungen mit Männern. Seither rede ich so selbstverständlich von meiner Partnerin wie zuvor von meinen Freunden.»

Von Anfang an out

Gleich nach ihrem Stellenantritt hat sich Jacqueline Bachmann im K-Tipp geoutet, worauf sie keine negativen Reaktionen erhielt. «Die Leute begegnen mir nicht anders als vorher. Aber ich bin da wohl auch nicht so heikel. Ich fühle mich nicht als Lesbe, habe kein lesbisches Bewusstsein, so wie ich mich zuvor nie heterosexuell gefühlt habe. Ich könnte von mir nicht sagen, dass ich ausschliesslich lesbisch bin.» Sie vermutet, viele Leute hätten gar nicht begriffen, dass sie lesbisch lebt. «Schliesslich erwähne ich dies

nicht in jedem Statement. Oder die Leute blenden es aus. Wenn es mühsame Reaktionen gibt, dann weniger wegen meiner Frauenbeziehung, als weil ich zum Beispiel Stellung nehme gegen sexistische Werbung. Darauf können schon so Aussagen kommen wie „unbefriedigte, vertrocknete Emanze“.

Kein Karrierehindernis

Jacqueline Bachmann besuchte die Schule für Soziale Arbeit, als Zweitausbildung nach einer kaufmännischen Lehre. Danach arbeitete sie neun Jahre bei der Fürsorge, absolvierte eine Ausbildung in Management für Non-Profit-

Organisationen und hatte anschliessend einige Führungspositionen inne, bevor sie in der Stiftung für Konsumentenschutz begann. An all diesen Stellen war sie geoutet, es gab nie Probleme und war kein Karrierehindernis. «Ich habe mich einmal bei der katholischen Kirche beworben. Dort teilte ich im Vorstellungsgespräch gleich mit, dass ich erstens reformiert, zweitens aus der Kirche ausgetreten und drittens lesbisch bin. Ich dachte, das müssten sie wissen. Sie wollten mich trotzdem. Die einzige Bedingung war, dass ich wieder in die Kirche eintreten würde. Ich nahm den Job dann aber nicht.»

Wo bleibt das Privatleben?

In ihrer konkreten Arbeit sieht sich Jacqueline als verlängerter Arm der KonsumentInnen. «Diese sind zwar zentrale AkteurInnen auf dem Markt, können aber als Einzelne wenig ausrichten. Wir möchten dafür sorgen, dass die Spiesse gleich lang sind. Zum Beispiel mit Interventionen auf Gesetzesebene oder bei Unternehmen. Es ist ein David-Goliath-Spiel mit der Wirtschaft. Dieses müssen wir öffentlich aufführen, um Druck zu erzeugen.» Das Privatleben muss bei diesem Job häufig hintenanstecken, Überstunden sind an der Tagesordnung und Verfügbarkeit ist das A und O. Jacqueline seufzt. «Das Handy ist immer an, auch am Wochenende und in den Ferien. Das ist der Preis, den du zahlst, wenn du wirklich erfolgreich sein willst.



Bild: Kaija Schurter

Ich habe auch schon auf dem Wildstrubel ein Interview gegeben.» Im Notfall muss frau alles ohne Unterlagen präsent haben. Der Normalfall ist aber, dass sie die Anrufe im Büro erreichen und sie noch Dossiers studieren oder telefonieren kann. «Für jede Frage eine Telefonnummer von kritischen ExpertInnen ist die Devise, ich muss nicht alles wissen. Aber vieles weisst du mit der Zeit schon. Ich frage mich dann „Werden die KonsumentInnen getäuscht? Herrscht zu wenig Transparenz? Ist es einseitig?“ – wenn ich diese Fragen beantwortet habe, ist schon vieles klar.»

Lustvolles Outen

Für Jacqueline hat die Tatsache, dass sie bekannt, gewissermassen eine öffentliche Person ist, «wahnsinnig zwei Seiten». Einerseits beeinflusst es ihr Selbstwertgefühl positiv, andererseits wird sie dadurch auch angreifbar. «Ich teile aus, muss aber auch einstecken. So muss ich

mir zum Beispiel an Podien sagen lassen, dass ich keine Ahnung habe, dass ich völlig daneben sei. Generell gibt es, wenn ich einen Auftritt in den Medien hatte, am nächsten Tag diverse Mails. Positive und negative halten sich etwa die Waage.» Bei diesen Angriffen sei aber ihr Lesbischsein bis anhin nie ein Thema gewesen. «Es kommt vor, dass ich zum Beispiel an das Podium einer Bank muss. An den anschliessenden Apéro kommt meine Liebste natürlich auch – sie kennt da auch Leute, einfach andere – und wir treten auch zusammen auf. Ich liebe es, sie dann als meine Lebenspartnerin vorzustellen oder umgekehrt. Weil ich so stolz bin. Das ist einfach erquicklich. Bis jetzt hat noch niemand die Erdnüssli rausgespuckt. Sie grinsen vielleicht verlegen, reden vom Wetter oder gehen. Das ist mir so egal. Wir können beide auftreten, wirken sicher – auch wenn es vielleicht innerlich anders aussieht. Das macht es sicher einfacher.»

Engagement für Lesben?

Und was nützt Jacqueline als bekannte Lesbe der Akzeptanz von Lesben? «Nichts, fürchte ich. Ich bin so apolitisch. Ich möchte, dass alle die gleichen Rechte erhalten. Aber das hat mit meinem Tagesgeschäft wenig zu tun. Obwohl ich es nicht verstecke, hat mich noch nie eine Journalistin oder ein Journalist etwas zu meinem Lesbischsein gefragt. Es wäre mir auch noch nie in den Sinn gekommen, meine bescheidene Prominenz einzusetzen, für nichts übrigens. Aber wenn mich zum Beispiel jemand anfragen würde, zur Unterstützung des PartnerInnenschaftsgesetzes einen Brief von Prominenten für das Parlament zu unterschreiben, würde ich sicher mitmachen. Ich würde auch ein öffentliches Statement abgeben. Aber ich bin nicht so engagiert, dass ich so was anreissen würde.» In ihrem Arbeitsbereich setzt Jacqueline jedoch ihre Macht ein, wenn sie kann. Dies für eine gerechte Sache zu tun, findet sie

Lesbas Cup

9 Gründe, nicht an einem Lesben-Grümpeltturnier teilzunehmen:

Weil alle Lesben aus dem Inselspital am Grümpi sind und in der Notaufnahme nur Heteras arbeiten.
Weil Waden mit Schienbeinschonern einfach Scheisse aussehen.
Weil alle spannenden Frauen vergeben sind.
Weil ein Kreuzbandriss erst nach sechs Monaten wieder geheilt ist.
Weil die meisten einen Corner nicht von einem Penalty unterscheiden können.
Weil meistens die gleichen zwei die Spiele pfeifen müssen, da es niemand sonst kann (siehe oben).
Weil das Treppensteigen eine Woche lang die Hölle ist und der Muskelkater proportional zum Alter steigt.
Weil das mitleidige Grinsen der ArbeitskollegInnen beim Hereinhumpeln am Montagmorgen noch mehr fertig macht.
Weil die jungen Butches auch bekiff noch gewinnen.



9 Gründe, an einem Lesben-Grümpeltturnier teilzunehmen:

Weil lesbe ihren Marktwert testen kann.
Weil ein genauer Pass enorm Eindruck macht.
Weil es danach eine gute Party gibt (sofern frau noch gehen kann).
Weil es mindestens ein Penaltyschiessen gibt und die Nerven blank liegen.
Weil niemand so schön kreischen kann wie eine Butch beim Torschiesse.
Weil die «fliegenden Untertussen» einen nach wie vor unschlagbaren Namen haben.
Weil frau ohne schlechtes Gewissen jeden Hintern studieren kann.
Weil frau ihre Mackerseiten ausleben kann.
Weil es genau noch für zehn Minuten «seckle» reicht.

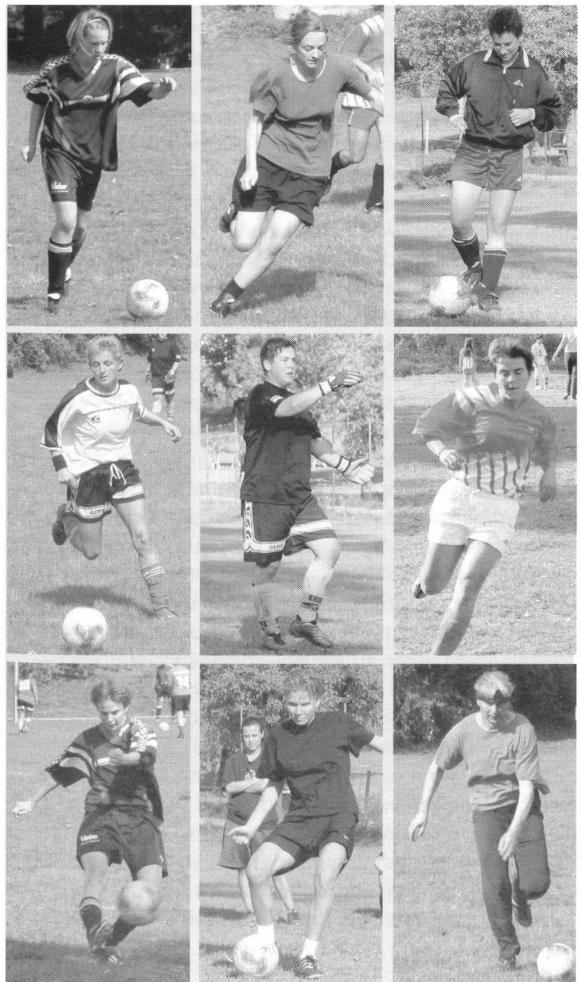
Erika Mezger

PS 1: Das nächste Lesben-Grümpi findet im Herbst 2004 in St. Gallen statt. Interessierte melden sich bei: annebu@gmx.ch

PS 2: Die Schreiberin vermisst immer noch ihre schönen, schnellen, roten Tschuttschuhe. Hinweise an misseri@bluemail.ch

absolut wichtig. «In diesem Sinne bin ich froh, dass ich ein wenig Macht habe, auch wenn es nicht viel ist. Dies setzt aber ethische Grundsätze in dir voraus.» Jacqueline würde es sehr begrüßen, wenn es eine PartnerInnenschaftsregelung für Lesben und Schwule geben würde. Regelungen für die Sozialversicherungen und das Erbrecht findet sie ein absolutes Muss. Auch sollte ein Paar Kinder adoptieren können, unabhängig von der sexuellen Orientierung. «Meine Partnerin und ich arbeiten zur Zeit einen Konkubinatsvertrag bezüglich Erbschaft aus. Das ist aber wahnsinnig aufwändig und ist auch nur mit kooperativen Eltern möglich. Es stinkt mir, dass ich mit dem BVG zwangssparen muss, mich aber nicht darauf verlassen kann, dass Daniela mal ein Recht auf dieses Geld haben wird. Ich fokussiere mehr auf materielle Ungleichheit. Heiraten wollte ich sowieso nie.»

Katja Schurter



Bilder: Anne Büttikofer und Simone Birk
Am 13. September 2003 in Bern

Letzte Chance – Flucht in die Schweiz

19

Fatima und Elif* stammen aus einem muslimisch geprägten Land, einer ehemaligen Teilrepublik der Sowjetunion. Als Lesben fühlten sie sich an Leib und Leben bedroht. In die Schweiz zu flüchten, war für sie die letzte Hoffnung.

Fatima ist in Moskau zur Schule gegangen. «Ich war quasi ein Geschenk an einen kinderlosen Onkel.» Die Ferien verbrachte sie jeweils bei ihrer Oma auf dem Dorf, um den Kontakt zur islamischen Kultur nicht zu verlieren. Mit fünfzehn holten ihre Eltern sie zurück. «Das war für mich ein Kulturschock. In Moskau konnte ich in Hosen herumlaufen, war nicht in der engen Mädchenrolle.» Nun durfte sie keine europäische Literatur mehr lesen, keine Videos anschauen, nicht mehr alleine nach draussen gehen. «Mein Vater war ein brutaler Mann: Nicht nach links, nicht nach rechts, nach unten sollst du schauen.» Fatima wollte eine Kunstausbildung machen. Das lag nicht drin. Hebamme oder Lehrerin, das waren Berufe für Frauen. Fatima wurde Hebamme und heiratete. «Frauen heiraten, um in eine bessere Familie zu kommen. Mein Mann war Ingenieur, seine Mutter Historikerin.» Die Heirat war arrangiert. «Du kannst zwischen Zweien wählen. Du nimmst den mit der Brille, weil er intelligenter aussieht.» Doch Fatimas Mann war weniger offen, als sie es sich vorgestellt hatte. «Viele Männer denken, Frauen seien keine Menschen. Die Hälfte der muslimischen Frauen ist krank von all dem Druck. Sie sind wie Maschinen, leben automatisch, lächeln automatisch. Du kannst die ganze Nacht nicht schlafen, weinst. Aber am Morgen stehst du auf, legst Eis auf und bist glücklich. Es ist eine Maske. Aber unter muslimischen Frauen verstehen wir einander. Wir sehen hinter die Maske.»

Fatima arbeitete nach ihrer Heirat weiter als Hebamme, bis das Spital umgebaut wurde. Dann verbot ihr Mann ihr die Weiterarbeit. Er wollte nicht, dass sie nachts arbeitete. Mit dem Einverständnis der Schwiegermutter – ihr Mann war geschäftlich im Ausland – besuchte sie Kurse an der Universität und wurde Kosmetikerin. Später erlaubte ihr Mann ihr stundenweise auf dem neuen Beruf zu arbeiten, weil er das Geld brauchte.

Allein mit den Gefühlen

An ihrem neuen Arbeitsort lernte sie Elif kennen. Elif sagt rückblickend, sie sei schon immer lesbisch gewesen. Ihre Gefühle musste sie verstecken. «Auch wenn es nicht so im Gesetz steht; wenn du lesbisch bist, bist du kriminell. Wir haben ein Clansystem. Du bist immer unter der Kontrolle der Familie. Vater, Bruder, Onkel wissen immer, was du machst.»